

DER  
PANDEMIE-THRILLER

dot:  
books

DAVID DOCHERTY

DIE  
OHNE  
REUE  
STERBEN

THRILLER



*Über dieses Buch:*

Als der Patient Zero in die Notaufnahme des Londoner King Henry's Hospital eingeliefert wird, ist es schon zu spät: der junge Mann stirbt nach kürzester Zeit, aus Augen, Nase und Ohren blutend. Die Todesursache ist ein bisher unbekannter Virus, der sich rasant in der britischen Hauptstadt ausbreitet – bis das Militär einen Sperrgürtel um die Londoner City zieht. Dr. Mike Davenport, ein weltweit angesehener Virologe, soll ein Gegenmittel gegen den unsichtbaren Killer zu finden, bevor der Virus England und die Welt in den Abgrund stürzt. Die ersten Laborergebnisse bestätigen einen grausamen Verdacht: Der Virus wurde von Menschen gezüchtet – und Dr. Davenport muss feststellen, dass irgendjemand aus den eigenen Reihen ihre lebensrettende Arbeit sabotiert ...

*Über den Autor:*

David Docherty ist englischer Journalist, TV-Produzent und Autor mehrerer Bücher, die weltweit erschienen sind. Nach einer Karriere beim britischen Rundfunk, zuletzt als Deputy Director of Television der BBC, konzentrierte er sich auf das Schreiben von Sachbüchern und Thrillern, die in mehrere Sprachen übersetzt wurden.

Bei dotbooks veröffentlichte David Docherty bereits seine Thriller »Die dunklen Herzens sind« und »Die ohne Sünde leben«.

\*\*\*

eBook-Neuausgabe November 2020

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 2000 unter dem Originaltitel »The Spirit Death« bei Simon &

Schuster, London. Die deutsche Erstausgabe erschien 2000 unter dem Titel »Der zweite Tod« bei Lübbe.

Copyright © der englischen Originalausgabe 2000 by David Docherty

Copyright © der deutschen Erstausgabe 2000 Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG, Bergisch Gladbach

Copyright © der Neuausgabe 2020 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung von AdobeStock/jovannig

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (CG)

ISBN 978-3-96655-138-0

\*\*\*

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook - anders als ein gedrucktes Buch - nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist - wie der illegale Download von Musikdateien und Videos - untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: [info@dotbooks.de](mailto:info@dotbooks.de). Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

\*\*\*

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: [www.dotbooks.de/newsletter.html](http://www.dotbooks.de/newsletter.html) (Versand zweimal im Monat - unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

\*\*\*

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Die ohne Reue sterben« an: [lesetipp@dotbooks.de](mailto:lesetipp@dotbooks.de) (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können - danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

\*\*\*

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.dotbooks.de](http://www.dotbooks.de)  
[www.facebook.com/dotbooks](http://www.facebook.com/dotbooks)  
[www.instagram.com/dotbooks](http://www.instagram.com/dotbooks)  
[blog.dotbooks.de/](http://blog.dotbooks.de/)

***David Docherty***  
**Die ohne Reue sterben**

Thriller

Aus dem Englischen von Michael Kubiak

dotbooks.

## **Danksagung**

Ich möchte mich bei Dr. Sue Stuart-Smith, Sergo Hill und Dr. Richard S. G. Knight vom CJD Surveillance Unit in Edinburgh für ihre unschätzbare wertvollen Erläuterungen zu den medizinischen Aspekten dieses Romans bedanken. Alle Fehler gehen natürlich zu meinen Lasten. Meine Agenten Julian Friedmann, Conrad Williams und Carole Blake haben mich all die Jahre unbeirrt unterstützt und wissen, daß ich dieses Buch ohne sie niemals beendet hätte. Anna Kiernan bei Simon and Schuster war eine phantastische Lektorin. Aber dieses Buch wäre ohne das Vertrauen, das Nick Webb in mich gesetzt hat, niemals geschrieben worden.

*Obstabatque aliis aliud.  
Alles war alles anderen Feind.*

*Ovid, Metamorphosen (Buch 1, Vers 18). Die Welterschöpfung*

# Prolog

»Ich hasse es, Kinder zu töten.«

Der schwarze Mann spuckte auf die kalte, harte Erde Belizes unter seinen Füßen. Er schwitzte in dem grünen, hermetisch dichten Ganzkörperschutzanzug, den er auf Anweisung der Company tragen mußte.

»Still«, flüsterte der Anführer der Patrouille, während er ein kleines Mädchen von acht oder neun Jahren beobachtete. Die Kleine kauerte vor der Tür ihres Hauses. Während sie sich vor und zurück wiegte, sang sie mit brüchiger Stimme vor sich hin. Er konnte den Körper ihrer Mutter sehen und das Jammern ihrer beiden Brüder hören, das durch die stille Abendluft herüberdrang. Links von ihm streichelte ein anderer Angehöriger ihrer Sechsergruppe das lange, schlanke Messer, das er immer zum Töten auf kurze Distanz benutzte. Sein rötliches Gesicht war hager, und seine Augen schimmerten dunkelblau.

»Keine Messer«, sagte der Anführer. »Steck's weg. Wir erledigen das ganz sauber.«

Der dunkeläugige Mann sah ihn kurz an und schob dann das Messer behutsam zurück in die Lederscheide. Der Anführer schaute sich um. Er konnte erkennen, daß seine Männer sich nicht sehr wohl fühlten und daß ihnen unerträglich heiß war, aber jeder von ihnen wußte, daß der Anzug sein einziger Schutz war. Flammenwerfer standen vor der Patrouille auf dem Boden, während die Schatten der Fichten sich streckten und die sechs Hütten des Dorfes zuerst berührten und schließlich ganz zudeckten. Von überall starrte den Männern das gepeinigete Antlitz Ach Puchs entgegen, des Todes-gottes der Maya.



Während die Sonne tiefer sank, gab der Anführer ein Zeichen, und sechs dunkle Schatten bildeten einen Halbkreis und rückten langsam vor. Sie konnten noch immer den monotonen Gesang des Mädchens hören. Mit lautem Getöse wurden vier Flammenwerfer gezündet, und das Mädchen schrie: »Der Engel des Todes – Als die Kleine auf den Wald zu rannte, wobei Urin an ihren Beinen herabrann und den trockenen Erdboden hinter ihr benetzte, schoß der dunkeläugige Mann auf das Mädchen. Kugeln aus einem *AK47* prasselten in die Büsche und ins Laub, und das Mädchen stolperte und stürzte. Dann raffte es sich auf die Knie auf, erhob sich ganz und rannte weiter.

Während der dunkeläugige Mann der Kleinen in den Wald folgte, wandte der Anführer seine Aufmerksamkeit den primitiven Häusern vor sich zu. Er ging in eins hinein und sah eine junge Frau, nicht älter als achtzehn Jahre, an eine Wand gelehnt auf dem Boden sitzen. Eine Blutlache hatte sich um ihre Beine ausgebreitet. Ihre Brust hob und senkte sich mühsam, aber sie spürte nichts und nahm nichts mehr wahr. Der Mann hatte so etwas schon vorher in den anderen Dörfern gesehen, die sie gesäubert hatten; die Frau befand sich im letzten, blutigen Stadium der Krankheit. Er brachte das Gewehr in Anschlag und tat seine Pflicht. Dann aktivierte er den Flammenwerfer. Der Gestank von verbranntem Fleisch erfüllte den Raum, aber der Filter in seiner Gesichtsmaske bewahrte ihn davor. Er setzte das Dach in Brand, um die Toten zu verbrennen. Ein Baby weinte in einer Ecke. Der Junge sah durchaus gesund aus, und in einem kleinen Winkel seines Herzens regte sich Mitleid. Doch er hob das Gewehr und schoß mehrmals in die Wiege. Wenigstens ist das Kind schnell gestorben, dachte er.

In den anderen sechs Hütten erledigten seine Männer ihren Auftrag. Keiner der Maya wehrte sich, noch nicht einmal die Männer – nicht einmal die jungen Männer. Sie saßen da und warteten darauf, daß die Engel des Todes sie

mitnahmen. Es war ihre Zeit. Der Anführer war stolz auf seine Leute. Sie führten die Mission auf ruhige, disziplinierte Art und Weise aus. Keine lauten Rufe. Keine Hektik. Es war ein sauber ausgeführter Job. Während sie sich zu den Hubschraubern zurückzogen, die sie zur Basis zurückbringen würden, beobachtete er, wie die Flammen, die aus den Hütten schlugen, Löcher in den Nachthimmel rissen und die Sterne überstrahlten.

Vierhundert Meter entfernt in einem dichten Strauchdickicht unterdrückte der Mann, der das Mädchen verfolgte, einen wütenden Fluch, weil seine klobige Ausrüstung ihn erheblich in seiner Bewegungsfreiheit behinderte. Wo war das kleine Biest? Komm schon, du Luder. Zeig dich. Er schwitzte, und der Schweiß beschlug sein Visier. Verdammter Anzug, dachte er, so eine dämliche Vorsichtsmaßnahme! Ich kann überhaupt nichts sehen.

Die Kleine versteckte sich im Astwerk ihrer Lieblingsfichte. Sie war schon oft mit ihren Brüdern darin herumgeklettert und hatte es immer bis zur Spitze geschafft. Ihr Vater hatte ihr einmal erzählt, sie würde eines Tages sicherlich eine ganz bedeutende Frau, wenn sie es bis zur Spitze schaffte, und er hatte ihre Brüder damit gehänselt, daß eine Frau besser wäre als sie. Und sie konnte wirklich besser klettern als die Jungen – sogar besser als Roberto, der ein Jahr älter war als sie. Aber Roberto würde nie mehr auf einen Baum klettern.

Sie sah, wie unter ihr der Engel des Todes seine Kapuze abnahm, die Bäume ringsum absuchte und in eine Tasche griff, die er vor der Brust trug. Was machte er? Sie wollte nach ihrem Vater rufen – aber er war von seiner Arbeit mit den Holzfällern nicht zurückgekommen.

Während der Mann das Fernglas mit der Vorrichtung zum Aufspüren von Wärmestrahlung an die Augen setzte und die Büsche zu inspizieren begann, huschten Tiere durch sein Gesichtsfeld. Dann blickte er nach oben, untersuchte die Bäume. Nach einiger Zeit nahm er eine

Bewegung wahr und unterzog diese Wärmequelle einer etwas eingehenderen Untersuchung. Da war die Kleine. Er konnte das Dröhnen eines Hubschraubers über sich hören, der die erste Söldnergruppe zum Lager zurückbrachte. Der Mann legte seine Waffe an und grinste. Nicht mehr lange und er wäre wieder im Lager, wo er etwas zu trinken bekam und die Nigger beim Poker ausnehmen konnte. Sein Finger legte sich um den Abzug. Das Rattern von Gewehrfeuer erfüllte den Wald und brachte für einen kurzen Moment jedes andere Lebewesen in der Umgebung zum Verstummen. Er hörte, wie die Kleine in die Tiefe stürzte. Ihre Schreie waren so laut wie die wütenden Rufe der Papageien, die von den Schüssen aufgeschreckt worden waren.

Als der Mann sie auf dem Waldboden fand, lebte sie noch und rief ihm zu, er solle sie schnell töten. Das kleine Luder muß richtig abserviert werden, dachte er und zückte sein Messer. Blutiger Nebel stieg in die Luft. Als sich das Mädchen nicht mehr rührte, packte er es, schleppte den Körper zurück zur Lichtung und warf ihn ins Feuer.

**Teil I**  
**Der zweite Tod**

## Kapitel 1

Mike Davenport war schon einmal gestorben. In einem winzigen schmutzigen Nest in Bolivien war sein erschöpfter Körper zusammengebrochen, zugrunde gerichtet von einem von Ratten übertragenen Junin-Virus. Blut war ihm aus Augen, Nase und Anus getreten.

An nichts, was mit seinem ersten Tod zusammenhing, konnte er sich erinnern. Aber diesmal, zwei Jahre später, hatte er das Gefühl, über dem Krankenhausbett zu schweben und hinunter auf sein aufgedunsenes Gesicht zu blicken, das kaum noch als das seine zu erkennen war. Seine Arme und Beine waren stark verkrampft.

Mike sah seine Schwester Tess, die aschfahl und stumm neben dem Bett saß, und seine zwölf Jahre alten Zwillingstöchter, Jo und Molly. Sie hielten sich bei den Händen, klammerten sich aneinander und weinten leise. Sein Geist, der sich aus seinem Körper befreit hatte, suchte nichts anderes als Frieden. Während er auf die geraden Linien auf dem Monitor starrte, die ihm verrietten, daß sein Herz zu schlagen aufgehört hatte, geriet er in Panik. Er stieß stumme Schreie aus, feuerte unhörbar die Ärzte und Krankenschwestern an, die versuchten, ihn wiederzubeleben. Und er schrie nach seiner Schwester. Aber Tess konnte ihn nicht hören, da seine Worte nicht physische Realität waren.

Dann sagte jemand: »Liebling.«

Während die sanfte Stimme ihn rief, und er glaubte, wie ein Astronaut im Weltall dahinzutreiben, drehte er sich und sah links von sich ein Licht. Es brach auf wie eine Schmetterlingspuppe, und seine Frau Anne erschien im Zentrum eines Strahlenkranzes. Das letzte Mal hatte er sie vor zwanzig Monaten in einer Leichenhalle in Southampton

gesehen. Ihr kurzes blondes Haar war mit Blut verklebt, nachdem ein Sattelschlepper ihren Renault zerquetscht hatte. Aber nun sah sie so aus wie an dem Tag, als er sie kennengelernt hatte. Sie trug ein kurzes blaues Sommerkleid, das ihre kleinen Brüste umschmeichelte und die Eleganz ihrer langen, schlanken Beine unterstrich.

Er wollte sich bei ihr für die vielen Monate entschuldigen, die sie getrennt gewesen waren, für all die Male, die er nicht angerufen hatte oder nicht hatte anrufen können, weil er sich in irgendeinem abgelegenen Dorf aufhielt; dafür, daß er einen Hochzeitstag verschwitzt hatte, weil er sich gerade in Südamerika mit irgendeiner Krise herumschlug. Er wollte ihr erklären, daß sie einmalig war und daß er am Tag ihrer Beerdigung mit einer Flasche Scotch und einer Handvoll Schlaftabletten auf seinem Bett gesessen und sich danach gesehnt hatte, bei ihr zu sein.

Ihr elfenhaftes Gesicht lächelte. »Komm zu mir«, sagte sie und streckte ihm die Arme entgegen. Der Kampf zwischen Tod und Leben, der in seiner Seele tobte, war furchtbar. Doch während er sich auf Anne zu bewegte, begierig, wieder die Frische ihres Körpers zu spüren, begann dieser langsam zu verfallen. Mike wollte sich übergeben, wie er es während des vergangenen Jahres so oft getan hatte. Zitternd und fröstelnd wandte er sich wieder seinem toten Körper auf dem Bett zu. Er öffnete die Augen, starrte wild und blind ins Leere, und ein einzelner Blutstropfen sickerte über seine Wange. Mike stieß einen Schrei aus, der im Nichts verhallte.

»Mike, Mike.« Eine weiche weibliche Stimme, betont ruhig, drang behutsam in sein Bewußtsein. »Ich hole dich jetzt zurück. Wenn ich deine Hand berühre, wirst du ein Zeichen geben, daß du mich spürst.«

Sein Körper trudelte der Erde entgegen wie ein Pilot in einem außer Kontrolle geratenen Hubschrauber. Er wirbelte und taumelte schreiend seinem Grab entgegen.

»Mike.« Die Stimme war jetzt drängender. »Komm schon, Mike.« Er hörte den Klang von Fleisch auf Fleisch, als jemand in die Hände klatschte. Was für ein Geräusch war das? Er erkannte es. Es bedeutete Sicherheit. Er hörte Musik. Akkordfolgen voller Wohlklang rollten über ihn hinweg und linderten seine Pein, während die Eröffnungssequenzen von Brahms' Vierter Sinfonie erklangen.

Er schlug die Augen auf, drehte sich halb zur Seite und erbrach sich in eine weiße Plastikschaale neben dem Sofa. Während er würgte, erklang Dr. Sheila Spielmans Stimme: »Ganz ruhig, Mike. Es ist alles okay.« Sie massierte sanft seinen Rücken. »Es wird seine Zeit dauern.« Er schaute zu Sheilas weichem rundem Gesicht empor. Sie war seine Freundin und Psychiaterin im King Henry's Hospital, wo sie beide angestellt waren. Ihre Augen teilten ihm eine Wahrheit mit, die er nicht akzeptieren wollte. Das Würgen setzte wieder ein, und er drehte sich erneut zur Schale. Diesmal war Brahms kein Trost für ihn.

## Kapitel 2

Am folgenden Morgen wälzte Mike sich um sieben Uhr morgens aus dem Bett, stieg mit seinen langen Beinen in eine schwarze Shorts und schlüpfte in eine schmutzigweiße Trainingsjacke. Sein Körper hatte sich noch immer nicht ganz von den Auswirkungen des Junin-Anfalls erholt, und Mike versuchte, sich ein wenig Fitneß anzutrainieren.

Er betrachtete den Müll auf dem Fußboden seines Schlafzimmers: vier leere, zerquetschte Cola-Dosen, die Reste einer Packung Rolos, drei Kaffeetassen und eine zerknautschte blaue Krawatte, die er am Vorabend getragen hatte, um zum Dinner auszugehen. Ein Arzt aus Sierra Leone hatte ausgerechnet in dem Moment angerufen, als er sich mit seiner Freundin Jane zum Essen treffen wollte. Mike hatte daraufhin von elf bis zwei Uhr nachts am Telefon gesessen und in einer Konferenzschaltung die jüngsten Forschungsergebnisse zum Lassa-Fieber referiert. Er verdamnte den Bürgerkrieg, der die Bedingungen für ein heftiges Wiederaufflackern einer Krankheit schuf, die lange Zeit unter Kontrolle halten gehalten werden können.

Während er aus der Tür seines Hauses trat, spiegelte sich die tiefstehende Morgensonne in den Fenstern eines grauen Saab gegenüber und blendete ihn. Er machte einen tiefen Atemzug und hustete ein wenig, als sich der Dreck der Stadt, der sich während einer einmonatigen Hitzewelle angesammelt hatte, in seiner Kehle festsetzte. Er verfiel in einen mühsamen Trab und verfluchte jeden Schritt, zwang sich jedoch, die Richtung zum Park auf dem Primrose Hill einzuschlagen und die erste sanfte Steigung zu überwinden. Schweiß sammelte sich sofort auf seiner Brust und seiner Stirn, als die brütende Hitze ihren Tribut



forderte. Sein glänzendes blondes Haar wurde schnell feucht und klebte in seinem Nacken. Als er die Kuppe des Hügels erreichte, blickte er auf das Zentrum Londons hinab, das im Dunst einer giftgelben Smogwolke gefangen war, die sich in der Skyline der City festgesetzt hatte.

Er wandte sich nach rechts und entschied sich für den Weg zur luftigen Konstruktion des Vogelhauses im Londoner Zoo, während er über seine Möglichkeiten nachdachte. Sie schienen nicht allzu rosig zu sein. Was soll ein ehemaliger Viren-Cowboy tun, fragte er sich. Fünfzehn Jahre bin ich den blutigen Killern von Mittelamerika bis nach Afrika nachgejagt, und jetzt soll ich für den Rest meines Lebens an einen Schreibtisch gefesselt sein? Wenn herauskommt, daß ich es nicht mehr bringe, dachte er grimmig, drückt man mir eine schöne, harmlose Aufgabe aufs Auge. Ich darf dann Krankenkassenanträge und ähnliches bearbeiten. Er fragte sich, ob er einen Forschungsjob bei Laura Holmes ergattern könnte, einer Arztkollegin bei der WHO, die ihn wiederbelebt hatte, als er in Bolivien gestorben war. Laura arbeitete an der vordersten Front der Erforschung und Entwicklung neuer DNS-Impfstoffe. Es war lange her, seit sie das letzte Mal miteinander gesprochen hatten. Nicht mehr seit ... Nein, die Gedanken waren zu schmerzlich. Er wollte nicht darüber nachdenken, wie sie sich getrennt hatten. Ich war ein solcher Idiot, dachte er. Aber er war froh, daß Tess die Aussicht auf eine mögliche Versöhnung zur Sprache gebracht hatte. Er würde Laura noch heute anrufen. Vielleicht hatte sie gerüchteweise von einem Job gehört, den er machen könnte.

Mike konnte schnelle Schritte hinter sich hören. Ein junger Mann um die Zwanzig in einer roten Shorts und mit nacktem Oberkörper spurtete, kaum schneller atmend, an ihm vorbei. Mike hingte sich an den Mann und war froh, seine Lungen durchblasen zu können. Der jüngere Läufer schien ihn nicht zu bemerken, aber auch er steigerte sein

Tempo und setzte sich ein wenig von Mike ab, der nun begann, schneller zu atmen. Als sie für etwa eine Minute Gleichschritt hielten, begann Mike, sich besser zu fühlen, und glaubte, immer noch mithalten zu können.

Der junge Mann drehte sich halb um, grinste herablassend und legte eine Distanz von fünf Metern zwischen sie. Mike biß die Zähne zusammen und warf sich nach vorn, bis er mit dem anderen Jogger fast auf gleicher Höhe war. Doch dieser blickte zur Seite, sagte »Bye«, straffte die Schultern und spurtete durch das Tor.

Mike lehnte sich an einen schlanken viktorianischen Lampenmast und wurde fast ohnmächtig. Während er mühsam nach Luft rang, mußte er darüber lachen, wie machohaft idiotisch er sich benahm. Aber im Grunde seines Herzens war er froh, daß er jüngeren Leuten immer noch ernsthaft Konkurrenz machen konnte. Das vermittelte ihm das Gefühl, lebendig zu sein. Vor zwei Jahren war Mike tot gewesen – zwar nur für ein paar Minuten, aber tot war tot, wie er sich neuerdings ständig ins Gedächtnis rief, wenn die düsteren Schatten seinen Schlaf attackierten. Die Alpträume quälten ihn, seitdem Anne tot war. Zuerst waren sie unregelmäßig gekommen. Sie waren eine Folge langer Arbeitsstunden im Labor. Dann, vor sechs Monaten, hatte er sich unglücklich mit einer Injektionsnadel verletzt, die ein schwaches Bakterium enthielt. Obgleich er für ein paar Tage nur leichte Krankheitssymptome bei sich festgestellt hatte, hatte dieser Vorfall sein seelisches Gleichgewicht zerstört und seine Vorsicht zu Angst gesteigert. Jetzt, erkannte Mike, war seine Karriere beendet, und Sheila konnte nichts dagegen tun. Ihr Einsatz von Hypnose hatte ihm helfen sollen, seine zunehmende Angst zu bekämpfen. Aber es hatte keinen Sinn, es wurde nur noch schlimmer. Er hatte seinen Entschluß am Vortag nach der Sitzung mit Sheila getroffen. Es wurde Zeit, weiterzuziehen.

Er bereitete sich innerlich auf den Dauerlauf zurück nach Hause vor und begann, im Kopf seinen

Kündigungsbrief zu entwerfen. Es schmerzte unendlich, daß er gehen mußte. Eine Menge Telefongespräche und politische Kompromisse waren nötig gewesen, um von der WHO und dem NHS Gelder für das Londoner Zentrum für Infektionskrankheiten zu bekommen. Er wollte nicht gehen und einen nur halb erledigten Job zurücklassen, aber er sah keine Alternative.

Während er sich nach Hause kämpfte, träumte er von der Cola in seinem Kühlschrank. Trotz der Enttäuschung und des Gefühls eines großen Verlustes freute er sich irgendwie darauf, seinem Chef sagen zu können, er solle sich seinen Job irgendwohin schieben. Er erinnerte sich noch sehr gut an den Schmerz, als James Graham wie aus heiterem Himmel auf den Chefposten des Centers gehievt worden war. Graham, dem das Verdienst zugeschrieben wurde, der Regierung bei der Bewältigung der BSE-Krise entscheidend geholfen zu haben, hatte das Center als eine Art Belohnung erhalten. Mike mußte sich mit dem Posten des Stellvertretenden Leiters zufriedengeben.

Er drehte die Lautstärke seines Walkman hoch, und Bruce Springsteens *Born to Run* schien seinen schwerfälligen Lauf zu verspotten. Dann hatte er den Park hinter sich, trabte die mit Bäumen bewachsene Straße hinauf, in der er wohnte, und bog in die kurze Auffahrt seines zweistöckigen, weißen, im edwardianischen Stil erbauten Hauses mit seinen gotischen Fenstern und der farbig verglasten Tür ein. Er registrierte die adrette, komfortable Eleganz und erkannte, daß er die Hypothekenraten nicht mehr würde aufbringen können. Was sollte er den Mädchen sagen? Sie mußten noch an diesem Abend einen Familienrat abhalten.

## Kapitel 3

In der Notaufnahme des King Henry's Hospitals herrschte ein frühmorgendliches Durcheinander. Oberschwester Tess Davenport hatte eine Nacht hinter sich, in der sie sich mit den üblichen Fällen herumgeschlagen hatte: Knochenbrüche, Verbrennungen und schlechte Laune. Hochgewachsen und schlank wie ihr Bruder Mike, bewegte sie sich graziös, aber energisch durch ein Wartezimmer voller Menschen, die müde und ängstlich aussahen. Ihr rotes Haar war zu einem kurzen Bubikopf geschnitten. Sie beugte sich über einen Schreibtisch und nahm eine kurze Eintragung in einer Krankenakte vor, dann brachte sie eine alte Frau zu einer Kabine. Für eine Frau hatte sie sehr große und – dank vieler Trainingsstunden im Fitneßraum – kräftige Hände, jedoch ging sie mit der zerbrechlichen, gebückt gehenden, hustenden Gestalt, die sie zu einer der anderen Schwestern brachte, ausgesprochen behutsam um. So müde sie sich nach einer langen Nachtschicht auch fühlte, Tess freute sich doch auf das zwanzigminütige Schwätzchen mit Mikes beiden Töchtern – die sie viel inniger ins Herz geschlossen hatte, als sie es jemals für möglich gehalten hatte. Mit siebenundzwanzig Jahren ersetzte Tess ihnen die Mutter. Nach dem Verkehrsunfall war ihr Bruder unfähig gewesen, Ordnung in sein Leben zu bringen, geschweige denn zwei Elfjährige zu versorgen, daher hatte sie sich in Mikes Krankenhaus versetzen lassen und war zu ihnen gezogen.

Aus den Augenwinkeln sah sie, wie einer der Sanitäter einen gutaussehenden Mittzwanziger mit sportlicher Figur stützte, und hörte dann den Sanitäter fragen: »Was fehlt Ihnen, Sir?« Der Marin schwankte wie ein Betrunkener und stürzte auf den schmutzigen weißgrauen Fußboden, wo er

zitterte, als hätte er einen epileptischen Anfall. Tess eilte schnell zu dem Krankenwagenfahrer und half ihm, den Patienten aufzuheben und ihn in eine Kabine zu bringen, wo sie ihn auf eine Bahre betteten. Sie fragte den Sanitäter aus, während sie sich den Mann genauer ansah: »Wie heißt er?«

»Er will oder kann nicht reden, und die Frau, die ihn hergebracht hat, fuhr sofort wieder weg, ehe ihr irgendwelche Fragen gestellt werden konnten«, erwiderte der Fahrer.

Tess durchsuchte die Taschen der Lederjacke, die der Patient trug, und fand eine Brieftasche mit Kreditkarten, die auf einen Peter Palowsky lauteten. »Nun, Mr. Palowsky, Sie scheinen nicht ganz gesund zu sein, nicht wahr?« Sie warf einen Blick auf das Fieberthermometer. »Vierzig Grad. Sie sind ganz und gar nicht gesund, mein Freund.« Ihre Stimme klang tief und heiser.

Während sie in Palowskys pechschwarze Pupillen schaute, fragte Bill Green, der Sanitäter: »Hätten Sie heute abend Zeit für einen gemeinsamen Drink?«

Tess beugte sich über den jungen Mann und redete weiter auf ihn ein. Er schwitzte offensichtlich und starrte ins Leere. Sein Körper zitterte seltsam unregelmäßig. »Seine Pupillen sind weit geöffnet«, stellte Tess fest und fügte dann hinzu: »Ich würde mit Ihnen noch nicht einmal in einen Pub gehen, wenn es der letzte Ort auf dieser Welt wäre, wo man ein Bier bekommt.« Sie schaute Bill an, und in ihren blaugrauen Augen funkelte es boshaft. »Und Sie wissen ja, wie gern ich Bier trinke.«

»Was haben Sie gegen mich?«

»Sie sind fett, haben eine Glatze und sind verheiratet nicht gerade eine Kombination, die einem Mädchen Herzklopfen bereitet. Tun Sie mir einen Gefallen und holen Sie den SHO her.« Das war ganz eindeutig ein Fall für den Senior House Officer, dachte sie, während Bills Pieper ertönte.

Er las die Nachricht auf dem Display. »Tut mir leid. Ich muß los«, sagte er. »Ein Verkehrsunfall auf der Euston Road.«

Während Palowsky einen grünen Schleim aushustete, beendete Tess ihre erste oberflächliche Untersuchung. »Was können Sie mir über sich erzählen, Mr. Palowsky? Was ist mit Ihnen passiert?«

Der Mann erwiderte ihren Blick mit einem merkwürdigen, starren Lächeln. Sein Kopf rollte zur Seite wie bei einer zerbrochenen Puppe. Sie legte eine Hand auf seine Arme und seinen Hals. Er schien innerlich in Flammen zu stehen, und die Hitze stieg von seiner Haut auf. Das war schon mehr als ein normales Fieber. »Sie gehören aber schnellstens in Behandlung, mein Junge.« In diesem Moment würgte er eine rötlichschwarze Masse hervor, die, wie Tess sehen konnte, mit Blut vermischt war, das nun auf den Kachelboden tropfte und sich dort ausbreitete. Er warf sich krampfartig hin und her und hustete heftig, wobei er Erbrochenes ausspuckte. Tess rutschte beinahe auf dem glatten Fußboden aus, als Palowskys Krämpfe sich verstärkten und seine Bewegungen heftiger wurden. Sie rief um Hilfe. Zwei Krankenschwestern erschienen, um sie zu unterstützen. »Er geht in den Schock. Bereiten Sie vier Einheiten Blut vor und helfen Sie mir, ihn in den Schockraum zu bringen«, rief sie, während sie versuchte, Palowsky festzuhalten und er ihr sein Erbrochenes mitten ins Gesicht spuckte.

Eine halbe Stunde später war Palowsky mittels einer ganzen Reihe von Röhren und Schläuchen und Monitoren an Maschinen angeschlossen, die versuchten, sein Leben zu retten. Die Spuren seines Zustands sind über den ganzen Raum verteilt, dachte Tess. Aber wenigstens hatte das Erbrechen und Zittern aufgehört. Das Beruhigungsmittel hatte seine Wirkung entfaltet, und der Blutdruck des Patienten hatte sich stabilisiert.

Jack Lim - ein hagerer fünfundvierzigjähriger Arzt aus Malaysia, der seit einem Jahr im Center für Infektionskrankheiten arbeitete - betrat den Raum. Sofort überließen ihm die Anwesenden die Verantwortung. »Mit was haben wir es zu tun?« fragte er den Senior House Officer, eine Ärztin, die die seltsamen Symptome derart irritiert hatten, daß sie Jack hatte rufen lassen. Seine Stimme war ein angenehmer Bariton, und sein Akzent war reinstes North Oxford, das Ergebnis, eines zehnjährigen Studiums in den Siebziger Jahren, wie Tess wußte.

»Woher, verdammt noch mal, soll ich das wissen?« flüsterte Liz O'Mara, die neben Tess stand, mit ihrem Dubliner Akzent.

»Wie bitte?« Jack ließ -den Patienten nicht aus den Augen.

»Ich fürchte, das liegt außerhalb meines Arbeitsbereichs, Dr. Lim«, sagte Liz zerknirscht.

»Gut für Sie, Dr. O'Mara. Wenn man sich im Zustand völliger Ahnungslosigkeit befindet, sollte man immer die Wahrheit sagen. Sonst bringen Sie nämlich mehr Menschen um, als Ihnen in Ihrem Status als SHO gestattet ist.« Jack schaute zu Tess, und ihr warmes Lächeln wurde schnell von ihrer ernsten, professionellen Miene zugedeckt. Es wäre keine besonders gute Idee, der gesamten Abteilung durch eine solche Unbedachtsamkeit zu verraten, daß sie den größten Teil des gestrigen Abends damit verbracht hatte, in einem teuren Hotel im West End mit Jack zu schlafen.

Jacks Gesicht strahlte eine gewisse Eleganz aus - helle Haut spannte sich über fein geschnittenen Jochbögen. Sie liebte es, seine Arme und die langen, schlanken Finger zu streicheln. Nur sie wußte, daß er am rechten Daumennagel kaute, wenn er besonders angespannt war. Nur sie hatte ihn betrunken und verzweifelt erlebt, als er voller Bitterkeit den Todestag eines Jungen begangen hatte, bei dem er eine Fehldiagnose gestellt hatte und der ein Jahr später qualvoll gestorben war. Jack hatte den Ruf, stets kühl und reserviert

zu sein, aber sie hatte erlebt, wenn sie miteinander im Bett waren, wie er vor Glückseligkeit weinte, vor Lust fast brüllte und am Ende entrückt und zufrieden lächelte.

»Schwester Davenport, würden Sie bitte die üblichen Proben entnehmen - Blut, Urin, Kot und Gewebe?« Seine Stimme beendete abrupt ihren Tagtraum.

»Warum schickt sie nicht einfach ihre Tracht in die Hämatologie?« fragte Liz.

Jack machte ein erschrockenes Gesicht, während er sich zu Tess umdrehte und bemerkte, daß sie mit roten und schwarzen Flecken übersät und daß ihr Haar mit Erbrochenem verklebt war. »Ich habe verstanden«, sagte er. »Ich glaube, es ist am besten, wenn Sie sich erst einmal säubern, Schwester Davenport.« Er wandte sich zu Palowsky um und begann ihn zu untersuchen. »Also, Mr. Palowsky, wo waren Sie, mein Freund? Wo waren Sie? Und was haben Sie von dort mitgebracht?«



## Kapitel 4

Louis Fernandez, groß, weißhaarig, glattrasiert und mit der Haltung eines Soldaten, saß in der Personalcafeteria des King Henry's vor einer kalten Tasse Kaffee und überlegte, wie er Dragoslav Uzelac, auch bekannt als Peter Palowsky, entführen und töten könnte. Uzelac war ins Krankenhaus gebracht worden, während Fernandez seine letzten Vorbereitungen getroffen hatte, um ihn zu töten. Fernandez hatte den Mann um die halbe Welt verfolgt und dabei alle Möglichkeiten genutzt, die der Company zur Verfügung standen.

Er lauschte dem nördlichen Akzent einer jungen weißen Frau, die mit der Pflege Uzelacs betraut war, während sie sich mit einer farbigen Kollegin unterhielt und dabei fast gierig eine Zigarette rauchte. »So etwas wie bei diesem Palowsky habe ich noch nie gesehen«, sagte sie. »Erst zittert er am ganzen Körper wie Espenlaub, und schon im nächsten Moment liegt er völlig ruhig da und starrt mit einem geradezu gespenstischen Grinsen ins Leere.« Das weiße Gesicht der Krankenschwester war müde und schlaff wie ein alter Spüllappen. Jack Lim meint, die Chancen stünden bestenfalls achtzig zu zwanzig, daß er den heutigen Tag überlebt.« Sie massierte sich die Schläfen mit den Fingerspitzen.

»Ist Mike Davenport an dem Fall?« fragte die farbige Frau, die, wie Fernandez feststellen konnte, aussah, als stammte sie aus Kenia.

»Jack will ihn später anrufen. Mike ist ganz wild auf solche Fälle. Er wird schon rauskriegen, was der arme Kerl hat.« Sie bohrte ihren Löffel in ein kleines Stück Eistorte.

»Ich weiß nicht, wie du für Davenports Center arbeiten kannst. Ich wünschte, er hätte nie damit angefangen.« Die

Kenianerin knüllte die Verpackung ihres Keksriegels zusammen und stopfte sie in eine angeschlagene weiße Kaffeetasse. »Ich kriege immer eine Heidenangst, wenn ich von diesem Ebola-Virus und solchen Dingen höre. In meiner Heimat gibt es schon genug von dem Zeug, da braucht man nicht auch noch hier damit herumzuspielen.«

»Er ist regelrecht besessen und hat ein großes Ziel vor Augen«, hielt ihr die weiße Krankenschwester entgegen. »Außerdem hat er einen hübschen Hintern.«

Die Kenianerin lachte. »Weiße Frauen haben anscheinend überhaupt keine Hemmungen.«

Fernandez ging an den beiden vorbei, stolperte über ein Stuhlbein und spritzte ein wenig Kaffee auf die grüne Tracht der Schwester aus dem Norden. Während er sich wortreich entschuldigte, gewinnend lächelte und anbot, die Kosten für die Reinigung der Tracht zu übernehmen, las er ihr Namensschild: Gillian Trimble. Das war alles, was er an Informationen brauchte, um mit einer Computersuche beginnen zu können.

Draußen, im grellen Sonnenschein, setzte er eine dunkle Sonnenbrille auf und wanderte den Hügel hinauf zu einem Straßencafé, wo eine Inderin damit beschäftigt war, einen weißen Gußeisentisch mit einem großen gelben Lappen zu säubern. Sie drehte sich um, lächelte und bot ihm mit einer Handbewegung einen Platz an. Fernandez nickte dankend und bestellte ein Glas Eiswasser. Dann klappte er sein handliches Organizer-Handy auf und schickte dem Sicherheitsdienst der Company eine E-mail:

*Bitte Infos beschaffen über:*

*Dr. Jack Lim, Dr. Mike Davenport. Beide am King Henry's Hospital.*

*Zustand von Uzelac/Palowsky feststellen.*

*Feststellen, was mit Leichen geschieht.*

*Welche Vermutung bei Uzelac/Palowsky? Haben sie eine Ahnung, um was es sich handelt?*

Die Inderin stellte das Glas vor ihm auf den Tisch, und er sagte: »Vielen Dank, Sie sind sehr freundlich.« Er hatte einen Akzent, der durchaus nach Sandhurst gepaßt hätte, der jedoch jeden überrascht hätte, der Fernandez aus den Slums in Buenos Aires kannte, in denen er geboren war.

Ihre melancholischen braunen Augen signalisierten unerwartete Freude über seine Höflichkeit. »Nichts zu danken«, sagte sie. »Gern geschehen.«

Fernandez trank von dem Wasser, genoß seine Frische und schaute sich um. Londoner, stellte er fest, trugen einen seltsamen Kleidungsmix, der Menschen verriet, die sich nicht darauf verlassen konnten oder wollten, daß jeder Tag heißer würde als der nächste, und daher ein höchst seltsames Durcheinander von Anzügen, Krawatten, nackten weißen Beinen, verschwitzten Oberhemden und kurzen Oberteilen bildeten. Einige Männer trugen sogar dunkle, schwere Anzüge, in denen sie aussahen, als wären sie per Zeitreise aus dem tiefsten Winter hierher gekommen. Ihre Gesichter waren verschwitzt und gerötet.

## Kapitel 5

Bekleidet mit einer weit geschnittenen schwarzen Hose und einem frischen Hemd, die Haare noch feucht, löffelte Mike in Milch aufgeweichte Sugar Puffs, ging durch den kurzen, weißen Flur seines Hauses und hielt Ausschau nach Molly und Jo. Er schob den Kopf um den Türpfosten des kleinen, seltsam verschachtelten Zimmers herum, das ihre ganz private kleine Welt war, und sah, daß sie die blonden Köpfe dem Computerbildschirm zugewandt hatten. Die aufgeweckten Mädchen nahmen kurz die Anwesenheit ihres Vaters zur Kenntnis, ehe sie sich wieder in das Geschehen auf dem Bildschirm vertieften.

Tess, die gerade von ihrer Schicht nach Hause gekommen war, kam hinter Mike herein. »Sie sind viel zu sehr damit beschäftigt, die vierte Zone des dunklen Planeten zu zerstören, um zu erkennen zu geben, daß sie Kinder aus Fleisch und Blut sind, Kinder eines ganz normalen Mannes. Jo ist die Großmeisterin Vulcana und Molly offenbar die Großwesirin von Fang.«

»Ich bin gerade zur Kaiserin befördert worden«, meinte Molly strahlend.

»Sie redet! Sie redet tatsächlich!« Tess lächelte. »Ein Wunder. Dann können wir ja den Kinderpsychologischen Notdienst wieder abbestellen.«

»Hm, hm. Es ist schon wieder Zeit für unsere liebe Lady Sarkasma«, flüsterte Jo ihrer Schwester so laut zu, daß Tess es hören mußte.

»Ich heiße Tante Sarkasma, Kindchen. Und jetzt seid nett zu eurem Daddy und zeigt ihm, daß ihr ihn liebt. Sonst verwandle ich eure Software in elektronisches Konfetti.«

»Dad!« kreischten sie unisono. »Niemand hat uns gesagt, daß du vom Joggen zurück bist.«

»Sehr lustig«, sagte Mike und küßte beide Töchter auf die Stirn. »Seid bitte nicht altklüger als unbedingt nötig.«

»Was ist altklug, Jo?« fragte Molly.

Jo verzog das Gesicht, als hätte sie nicht richtig gehört, und sagte: »Hm, ich glaube, er meint, wir sind einfach unbezahlbar.«

»Ach, dann ist ja alles in Ordnung! Ich dachte schon, er wirft uns vor, wir wären für unser Alter intellektuell unnötig weit entwickelt.« Mollys lange Beine und ihr schlaksiger, irgendwie erst halbfertiger Körper tauchten hinter dem Computertisch auf, und sie umarmte ihren Vater.

»Ich habe keine Ahnung, woher ihr diesen Sarkasmus habt«, sagte Mike und warf seiner Schwester einen vielsagenden Blick zu.

»Das ist die düstere Seite deiner Psyche, mein Schatz«, erwiderte Tess. »Sie sind das, was du tief in deinem Innern sein möchtest.« Sie blickte in den kleinen, schmalen Spiegel neben einem Bücherregal, das eine bunte Kollektion zerlesener Kinderbücher enthielt, und zuckte beim Anblick des Chaos, das die morgendlichen Ereignisse mit ihrer teuren Frisur angerichtet hatten, gequält zusammen.

»Gott schütze mich vor den Produkten meiner eigenen Gene«, meinte Mike grinsend.

Tess raffte ihre Prada-Tasche, ihre schwarze Jacke und Rock von Comme des Garçon zusammen und hielt sie den Mädchen zur Begutachtung hin. Die Teile hatten ein Vermögen gekostet, aber sie waren es wert. »Was meint ihr?« fragte sie. »Das werde ich heute abend tragen.«

Jo überlegte kurz und sagte: »Bei einer etwas älteren Frau würde ein schwarzer Rock ein wenig fehl am Platze wirken. Und bei einer weniger selbstbewußten Frau könnte

man einen lila Lippenstift für ... Wie heißt das Wort, Molly?»

»Für nuttig halten?« erwiderte Molly und kicherte, dabei errötete sie ein wenig.

»Das ist es, nuttig. Ein tolles Wort, Moll.«

Mike grinste wieder. »Du siehst fabelhaft aus. Ein echter Hammer. Hör nicht auf diese beiden Modeopfer. Ich mag den exzentrischen Look.«

»Ah«, stöhnte Tess und blickte um Hilfe flehend zum Himmel. »Exzentrisch. Tausend Dank.« Ein verschwörerisches Lächeln huschte über die Gesichter der anderen drei. »Macht euch für die Schule fertig, ihr beiden«, befahl sie, dann hakte sie Mike unter, bugsiierte ihn aus dem Zimmer und flüsterte: »Du siehst beschissen aus. Hast du in der vergangenen Nacht irgendwann ein Auge zugetan? Nimm den Vormittag frei; nichts ist so wichtig. Wenn du dich zu sehr unter Druck setzt, brichst du am Ende wieder zusammen. Denk an die Mädchen. Sie haben es seit Annes Tod wirklich nicht leicht.«

Er nickte müde. Aber er wußte, er würde hingehen. Er konnte es nicht ertragen, allein zu Hause zu bleiben. »Habe ich später Zwillings-Dienst?« fragte er.

»Nein. Ich hole sie von der Schule ab«, erwiderte Tess. »Sei nur gegen sechs wieder zurück.«

»Der geheimnisvolle Fremde?« wollte er wissen.

»Da ich genau weiß, wer er ist, wie kann er da ein Fremder sein? Und die Antwort lautet: ja. Sei pünktlich zu Hause, sonst erzähle ich den Mädchen, ihr Vater hätte sie an einen Kamelhändler verhökert.«

»Und ich erzähle ihnen, daß ihre Tante eine dumme Kuh ist, die ihren Vater herumkommandiert, als wäre er gerade erst vier Jahre alt.«

»Möchten Sie sich etwa beklagen, Dr. Davenport? Wollen Sie, daß ich wieder in mein eigenes Haus zurückkehre?«

Mike umarmte sie. »Du weißt, daß ich ohne dich total verloren wäre.«